

Vorwort

Zu den Ursachen, die während der letzten Jahrzehnte zu einem Geltungsverlust des sprachlichen Textes als des einstmals zentralen Forschungsgegenstandes der Geistes- und Kulturwissenschaften geführt haben, zählen zwei komplementäre konzeptuelle Verschiebungen, die diese Einbuße an Prestige gleichsam symptomatisch spiegeln. Zu nennen ist zunächst die längst geläufig, wo nicht selbstverständlich gewordene Metaphorisierung des Textes, die inzwischen ein methodisches Modell für die Untersuchung unterschiedlichster Gegenstände anzubieten scheint: Bilder, die Stadt oder die Kultur als Text zu ‘lesen’, gilt allenthalben als ein probates Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Solche Formulierungen sind deshalb längst zu vertrauten kulturwissenschaftlichen Formeln geworden, die mit der Versicherung einer ‘Lesbarkeit’ der zu Texten erklärten Dinge suggerieren, diesen Phänomenen sei mit den gleichen Verfahren wie sprachlichen Äußerungen beizukommen.

Vordergründig mag sich diese Ausweitung des Textbegriffs wie ein durchaus zu Gunsten der Textwissenschaften zu verbuchender Exportgewinn ausnehmen. Doch eine solche Sicht der Dinge täuscht darüber hinweg, dass sich in der betreffenden Metaphorisierung die distinktiven Merkmale sprachlich-textueller Muster und Verfahren der Bedeutungsgenerierung verlieren. Der Begriff *Text* wird in diesem Sinn semantisch zum Abstraktum einer Textur ausgedünnt, die kaum mehr als die Verbundenheit der Dinge miteinander in einem sehr allgemeinen Sinn benennt. Eine wirklich operationale Leistung, die der Textbegriff etwa durch die Möglichkeit einer Lektüre zu suggerieren scheint, aber bleibt unter solchen Voraussetzungen ein ziemlich leeres Versprechen.¹

Der Tendenz einer Ausweitung des Textbegriffs auf andere als sprachliche Phänomene stehen in jüngerer Zeit entwickelte Ansprüche anderer Wissenschaften auf eigenständige und vor allem sprachunabhängige Verfahren der Erzeugung von Bedeutung gegenüber, die bislang als eine exklusive, zumindest aber vorrangige Leistung der Sprache galt. Speziell das Aufkommen der Bildwissenschaft hat ein solches Privileg der Sprache nachhaltig in Frage gestellt. Zu den wesentlichen theoretischen Anliegen dieser noch relativ jungen Disziplin zählt es, dem Bild eine eigene Logik der Produktion von Bedeutung zu bescheinigen, für die sie eine Gleichrangigkeit im Verhältnis zu entsprechenden sprachlichen Verfahren postuliert (auch wenn mit dem Rekurs auf das ‘sprachliche Bild’ – alias: die Metapher – als Modell ikonischer Produktion von Bedeutung

¹ Vgl. ausführlich dazu: Andreas Kablitz, „Die Sprachlichkeit des Textes. Vom Nutzen und Nachteil seiner Metaphorisierung und von deren Ursachen“, in: *Poetica* 48 (2016), Nr. 3–4, S. 169–199.

insgeheim mitunter durchaus Anleihen bei sprachlichen Verfahren gemacht werden).² Weniger prononciert werden solche Ansprüche auf eine medien-spezifische Erzeugung von Semantik von musikwissenschaftlicher Seite vorgetragen. Indessen spielt auch dort die Frage nach einer ‘musikalischen Bedeutung’ eine wachsende Rolle.³

Angesichts dieser Situation kultur- und geisteswissenschaftlicher Forschung scheint es angebracht, nach den spezifischen Verfahren wie Leistungen sprachlicher Bedeutungsbildung zu fragen. Eine solche Vergewisserung ist nicht zuletzt deshalb von Belang, weil sie auch dazu dient, den – keineswegs evidenten und darum in der kulturwissenschaftlichen Diskussion mitnichten einheitlich als solchen verstandenen – spezifischen Kern sprachlicher Generierung von Bedeutung zu erfassen. Denn erst in Bezug auf ihn ergeben alle intermedialen Vergleiche und Unterscheidungen Sinn.

Das Kolloquium, aus dem die in diesem Band versammelten Beiträge hervorgegangen sind, hat deshalb ins Zentrum seiner Diskussionen das Verhältnis von *Prädikation und Bedeutung* gerückt. Die Prädikation wird dabei als das logische Grundmuster aller sprachlichen Sätze begriffen. In ihrer abstraktesten Form lässt sie sich als die Zuschreibung einer Eigenschaft an einen Träger dieser Eigenschaft bestimmen. Diese Definition betont absichtsvoll die Interdependenz der beiden an einer jeden Prädikation beteiligten Entitäten: Von einer *Eigenschaft* lässt sich erst dann sprechen, wenn sie einer anderen Entität zugesprochen wird, wie umgekehrt auch der Träger derselben im Hinblick auf diese Zuordnung allererst zum Gegenstand der Rede wird.

Zum rechten Verständnis der *Prädikation* ist es erforderlich, sie von der *Proposition* zu unterscheiden – dem sprachlichen Satz, dessen logisches Grundmuster die Prädikation darstellt. Sätze können aus einer (durchaus auch) komplexen Kombination von verschiedenen Prädikationen bestehen – und tun dies in aller Regel auch. Die Prädikation definiert insofern die elementare logische Struktur des propositionalen Gehaltes eines Satzes. Aber sie unterscheidet sich vor allem in *einer* wesentlichen Hinsicht von einer Proposition: Der Sachverhalt, den eine Prädikation (resp. eine Kombination von Prädikationen) definiert, lässt sich erst durch die Proposition auf seine Tatsächlichkeit hin befragen. Erst ein sprachlicher Satz stellt eine Beziehung zwischen diesem Sachverhalt und der Welt der

² Vgl. diesbezüglich insbesondere Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin: Berlin University Press, 2007.

³ Stefan Orgass, „Musikbezogenes Unterscheiden. Überlegungen zu einer interaktionalen Theorie musikalischer Bedeutung und nicht-musikalischer Bedeutsamkeit“, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Musiktheorie* 8 (2011), Nr. 1, S. 91–120.

Tatsachen her: sei es als dessen Feststellung, sei es als eine Frage nach seiner Tatsächlichkeit, sei es als Aufforderung, den bezeichneten Sachverhalt zu einer Tatsache zu machen (oder dies gerade zu unterlassen).

Die einzelnen Beiträge, die dieser Band versammelt, beleuchten die mit dem Verhältnis von Prädikation und Bedeutung zusammenhängenden Fragen aus der Warte unterschiedlicher theoretischer Sichtweisen wie disziplinärer Orientierungen. Im Einzelnen handelt es sich um Beiträge aus linguistischer, sprachphilosophischer, literaturwissenschaftlicher, kunstwissenschaftlicher, soziologischer und musikwissenschaftlicher Sicht. Im Folgenden sei ein knapper Überblick über die einzelnen Texte geboten:⁴

Den einzelnen Bestandteilen einer Prädikation geht DANIEL JACOB in seinem Beitrag nach und situiert diese Analyse in der sprachwissenschaftlichen wie sprachphilosophischen Diskussion des 20. Jahrhunderts. Ein besonderer Akzent ist dabei auf die Überlegungen Gottlob Freges gelegt, dem er einen über manchen Späteren hinausreichenden Scharfblick für die Strukturen der Sprache bescheinigt. Seine Analyse schließt auch die Kontextualisierung der Prädikation in der Vielfalt der unterschiedlichen Dimensionen sprachlicher Äußerungen ein. In diesem Sinn geht er der Beziehung zwischen den logischen und den syntaktischen Verhältnissen eines Satzes ebenso nach wie der Relation zwischen der Prädikation und der Informationsstruktur sprachlicher Sätze. Letzteres bringt es mit sich, dass nicht nur die Beschränkung auf einzelne Sätze für ein angemessenes Verständnis der Leistung von Prädikationen aufgegeben werden muss, sondern dass gleichermaßen der nicht-sprachliche Kontext sprachlicher Kommunikation als eine Instanz ihrer Strukturierung in Rechnung zu stellen ist. Dabei stellt JACOB in sehr grundsätzlicher – wie durchaus provokanter – Weise die überkommene Überzeugung in Frage, dass sprachliche Sätze der Information über Sachverhalte dienen, die für den Adressaten als unbekannt vorauszusetzen sind. Die Situierung sprachlichen Informationsaustausches in einem vom Sender wie Empfänger geteilten Wissen hat vielmehr zur Folge, dass sprachliche Sätze, zumindest in der Alltagskommunikation, primär der Selektion zutreffender Annahmen aus einer Menge potentieller Alternativen und somit eher der Eli-

⁴ Die Abfolge der Beiträge innerhalb des Bandes folgt der Reihenfolge des Kolloquiums. Sämtliche der in runden Klammern angezeigten Seitenverweise beziehen sich auf den vorliegenden Band.

mination von Information dienen als der Übermittlung positiver Kenntnis eines Sachverhaltes. Freilich stellt JACOB abschließend ebenso fest, dass eine solche Möglichkeit keineswegs zur Grundbefindlichkeit sprachlichen Informationsaustausches erklärt werden kann, sondern an bestimmte Bedingungen der Kommunikation gebunden bleibt.

LUDWIG JÄGER widmet sich einem der einflussreichsten Sprachtheoretiker des 20. Jahrhunderts: John R. Searle und seiner Sprechakttheorie, in deren Rahmen die Bestimmung des Verhältnisses von Prädikation und Referenz eine wichtige Rolle spielt. Sie wirft allerdings zugleich eine Reihe von Fragen auf, die zu den Grundlagen dieser Theorie führen und die JÄGER sehr grundsätzlich erörtert. Die Grundfrage, die Searles Einlassungen aufwerfen, lässt sich wie folgt umreißen: Während er Referenz als einen selbständigen Sprechakt begreift, gilt dies für die Prädikation aus seiner Sicht nur unter bestimmten Bedingungen. Prädikationen setzen für Searle den Akt des Referierens bereits voraus. Wie kommt es zu dieser Asymmetrie? Die Antwort geht aus von JÄGERS Feststellung zweier Errungenschaften der Sprechakttheorie, die vor allem John L. Austin zu danken sind und einen maßgeblichen Erkenntnisfortschritt gegenüber herkömmlichen Analysen bedeuten:

1. Sprachliche Äußerungen stellen grundsätzlich *Handlungen* dar, sie lassen sich nicht auf ein Grundmuster bloßer Repräsentation einer außersprachlichen Welt reduzieren.
2. Die Einheit sprachlicher Generierung von Bedeutung ist der *Satz*, nicht der einzelne *Ausdruck*.

Searles Priorisierung der Referenz gegenüber der Prädikation verrät, dass er diesen Einsichten der Sprechakttheorie nur halbherzig folgt und in Teilen an einer traditionellen repräsentationslogischen Sicht der Sprache festhält. Von hierher erklärt sich, dass die Identifikation eines Objektes, dem *sodann* ein Prädikat zugesprochen wird, einen Vorrang gegenüber dem Akt der Prädikation besitzt. Seine letzte epistemologische Grundlage hat Searles Präferenz für die Referenz in seiner Annahme eines externen Realismus, der sich gegen alle Versuche wendet, die 'objektive' Welt in ihrer Bestimmtheit von ihrer Beobachtung und/oder Darstellung des Menschen abhängig zu machen. Dagegen plädiert JÄGER für eine Auffassung der Prädikation, die sie nicht als einen bloßen Nachvollzug eines unabhängig von ihr konstituierten Sachverhaltes begreift, sondern als die sprachliche Operation, durch die alle Bedeutung geschaffen wird und die zugleich an der Konstitution dessen, was wir als die 'objektive' Wirklichkeit verstehen, maßgeblich beteiligt ist.

Der Beitrag von ERHARD SCHÜTTPELZ verbindet die Definition eines theoretischen Ansatzes sehr entschieden mit einem Medienwechsel im Vergleich zu herkömmlichen sprachtheoretischen Untersuchungen. Orientierten diese sich vorzugsweise am Medium der Schrift und privilegierten zugleich eine Beschäftigung mit einzelnen Sätzen, so rückt SCHÜTTPELZ auf der Grundlage des Verfahrens der audiovisuellen Sequenzanalyse (kurz: AV-Analyse) ein Korpus von Aufzeichnungen und Transkriptionen in den Vordergrund, dem er ein beträchtliches analytisches Potential bescheinigt. Theoriegeschichtlich ist dabei interessant, dass es fast eines halben Jahrhunderts bedurfte, bis diese Methode für sprachtheoretische Einsichten genutzt wurde, d. h. bis Forschungsfragen entwickelt wurden, die gewinnbringend mit dem neuen empirischen Material beantwortet werden konnten. Paradigmatisch für das Ergreifen dieser Möglichkeit steht Charles Goodwins Buch *Co-Operative Action* von 2017, dem SCHÜTTPELZ nicht weniger als das Potential für eine neue Definition dessen attestiert, was den *homo sapiens sapiens* zu eben diesem macht.

Grundlegend für diese beträchtlichen Möglichkeiten ist letztlich der Bindestrich, den schon der zitierte Buchtitel in das überkommene Wort einfügt: *co-operative*. Denn dieses Zeichen signalisiert ein neues Konzept humaner Interaktion, das herkömmliche Vorstellungen von ihr in substantieller Weise ergänzt, wenn auch durchaus nicht, wie SCHÜTTPELZ eigens hervorhebt, ersetzt. Die betreffenden Erweiterungen lassen sich vor allem in dreierlei Hinsicht benennen:

1. Kooperation wirkt auf andere Operationen ein, auf denen sie ihrerseits aufbaut.
2. Solche Operationen erzeugen kumulative Effekte, die weiterer Verarbeitung offenstehen.
3. Sie initiieren Lernprozesse, die über die unmittelbare Situation hinaus wirksam werden können.

Ko-Operation schafft insofern einen sehr viel weiteren Wirkungskreis, als überkommene Modelle der Kooperation ihn ansetzen. Ko-Operation erlaubt es im Besonderen, das räumlich wie zeitlich Abwesende, etwa durch Antizipation oder Reproduktion, in die Kooperation einzubeziehen. Das sich hier eröffnende analytische Potential bleibt indessen vielleicht noch intensiver für die Revision überkommener Kategorien der Sprachanalyse wie Prädikation und Bedeutung zu nutzen, um seine theoretischen Möglichkeiten auszuschöpfen.

ANDREAS KABLITZ geht in seinem Beitrag anhand von Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* der Frage nach, in welcher Weise sich die sprachlichen Muster der Prädikation für eine literarische Gestaltung von Wirklichkeit fruchtbar machen lassen. Die Voraussetzung für eine solche Untersuchung dieses Romans schafft

er mit einer sprachlogischen Charakteristik der Leistungen einer Prädikation, für die er eine *analytische* und eine *synthetische* Komponente unterscheidet. Jede Prädikation, d. h. die Zuordnung einer bestimmten Eigenschaft zu dem Träger dieser Eigenschaft, setzt voraus, dass eine solche Eigenschaft bei dem betreffenden Träger identifiziert wird, dass er insofern in verschiedene Bestandteile zerlegt wird. Diese analytische Komponente der Prädikation aber fällt zusammen mit ihrer synthetischen Komponente der Herstellung einer Verbindung zwischen den beiden durch sie ins Verhältnis gesetzten Größen. Auch diese beiden Operationen sind insofern interdependent.

Das Eigentümliche der Erzählung in Manns *Zauberberg* sieht KABLITZ in einer Form narrativer Rede, die er als *analytisches Erzählen* bezeichnet. Sie beruht darauf, dass die Darstellung der Gegenstände, Personen und Handlungen dieses Romans zugleich als ihre Analyse, als eine Analyse im etymologischen Sinn des Wortes fungiert: als eine Auflösung in ihre Bestandteile, die den *Zauberberg* im Endergebnis zu einer solchermaßen verstandenen Analyse der Welt schlechthin machen. In diesem Sinn stellt der Roman eine Verbindung zwischen der sprachimmanenten Rationalität der Sprache und seinem Sujet, der Auflösung des Lebens, zunächst im Sanatorium des Berghofs und schließlich auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs, her.

Die Untersuchung des Textes zum Nachweis der skizzierten These erfolgt anhand von paradigmatisch ausgewählten Unterkapiteln des *Zauberbergs*, einem vom Beginn und einem vom Ende des Textes. In seiner Lektüre des Kapitels 'Im Restaurant' nimmt sich KABLITZ die scheinbar simple Beschreibung einer Menüfolge vor, die sich bei näherem Zusehen als ein Exerzitium über unsere Gewohnheiten sprachlichen Umgangs mit Nahrungsmitteln erweist. Der Abschnitt 'Fragwürdigstes' bietet mit seiner Schilderung einer Séance hingegen einen grundsätzlichen Einblick in die Logik unserer elementaren Wirklichkeitsannahmen. Wenn *Der Zauberberg* sich als eine *Zergliederung der Welt* beschreiben lässt, dann wird gerade in diesem Unterkapitel die allgemeine Dimension dieses Anspruchs sichtbar.

Einen innovativen Versuch, die semantischen Verhältnisse in Bild und (sprachlichem) Text in theoretischer Hinsicht voneinander abzugrenzen, unternimmt CHARLOTTE KLONK. Dieser Vergleich fällt umso plastischer aus, als es ihr gelingt, ein ursprünglich für die Sprache definiertes Begriffspaar an die spezifischen Bedingungen des Bildes anzupassen: Gottlob Freges Unterscheidung zwischen *Sinn* und *Bedeutung*. Abweichend von anderweitig üblichem Sprachgebrauch, meint Frege mit *Bedeutung* die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und seinem Referenten, während der *Sinn* die semantischen Einheiten benennt, für die man gemeinhin den Begriff der Bedeutung verwendet.

Die grundsätzlich anderen Gegebenheiten des Bildes lassen eine Übertragung der für die Sprache charakteristischen Triade von *Zeichen*, *Bezeichnetem* und *Sinn* nicht zu. Gleichwohl lässt sich Freges Unterscheidung gewinnbringend für die Analyse von Bildern nutzen, sofern man sie neu definiert. „Bedeutung ist nicht der Wahrheitswert des Gegenstands [...], sondern der thematisch identifizierbare Inhalt eines Bildes, und sinnlich mag eine Vorstellung gegeben sein, die nicht mit dem Bedeuteten identisch ist. Sinn ist also mehr als die ästhetische Präsenz von Zeichen.“ (S. 53) Im Unterscheid zur (thematischen) Bedeutung eines Bildes schlägt der Sinn eine Brücke von der sinnlichen Erscheinungsweise der Bildgestaltung zu seiner Bedeutung.

Dabei können Sinn und Bedeutung eines Bildes in dem hier beschriebenen Verständnis durchaus voneinander abweichen. KLONK exemplifiziert dies anhand von zwei Gemälden Joseph Mallord William Turners, wie hier für das erste der beiden, *Die Bucht von Baiae mit Apollo und Sibylle* von 1823, beispielhaft angedeutet sei: Während in thematischer Hinsicht die Vergänglichkeit von physischer Schönheit und die Flüchtigkeit das Bild bestimmen, deutet vor allem seine Farbgestaltung – die in unverkennbarer Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Diskussionen über die Farbe steht – in eine andere Richtung: „Während das Gemälde auf der Bedeutungsebene Melancholie und Vergänglichkeit von ehemaliger Größe und Schönheit thematisiert, verweist seine formale Darstellung, also die Sinnebene, auf ein Universum an prismatischer und chromatischer Fülle, die jedoch so und nicht anders nur in diesem einen Augenblick existiert.“ (S. 61)

Dem Bildmedium gilt auch im Beitrag von HANS-GEORG SOEFFNER das besondere Interesse, nur betrachtet er Bilder nicht aus kunstwissenschaftlicher, sondern aus soziologischer Perspektive. Im Zentrum seines Interesses steht das Phänomen der Geste, dessen Merkmalen er sich von der Theorie George Herbert Meads her nähert. Der besondere systematische Belang von Gesten und Gebärden (deren typologischen Differenzen SOEFFNER sehr präzise nachgeht) für den Kontext dieses Kolloquiums besteht in der Frage, auf welche Weise Gesten Bedeutung erzeugen. Fundamental ist in dieser Hinsicht die Einsicht in den grundsätzlich relationalen Charakter der Semantik von Gesten: Ihre Bedeutung besitzen sie nicht aus sich selbst heraus. Sie gewinnen sie vielmehr in der sozialen Interaktion durch die Reaktionen, die auf sie antworten. Vor allem anhand der subtilen Analysen zweier paradigmatischer Beispiele wird deutlich, wie dieses Wechselspiel aussieht. Um es am Fall des Handkusses zu exemplifizieren: Auf halber Strecke zwischen Kuss und Handschlag angesiedelt und in einer schwierigen Kombination die Markierung sozialer Hierarchien mit einem Ausdruck von Emotion verbindend, besitzt er eine sozial kodierte Bedeutung, die jedem einzelnen Einsatz dieser Geste vorausliegt. Aber zugleich und nicht zuletzt aufgrund dieser Kom-

plexität verfügt er über einen Spielraum, der sich erst durch die besonderen Umstände seiner Verwendung jeweils einlösen und konkretisieren lässt. Im Vergleich mit den Prädikationen sprachlicher Sätze besitzen hermeneutische Operationen zur Bestimmung der Bedeutung von Gesten zweifellos einen sehr viel höheren Stellenwert, da ihnen die konventionelle Regelung durch ein Sprachsystem, durch eine *langue* fehlt. Gleichwohl fragt sich, ob die Beziehung zwischen der Geste, zwischen ihrem semantischen Potential, unabhängig von ihrer konkreten Verwendung und ihrem Einsatz in konkreten sozialen Situationen, nicht eine strukturelle Ähnlichkeit zu dem Verhältnis zwischen Prädikation und Proposition aufweist. Hier scheint ein beträchtliches Potential für die vergleichende Untersuchung der Konstitution von Bedeutung in verschiedenen Verfahren sozialen Informationsaustausches zu existieren.

Lässt sich von der Textlichkeit der Musik sprechen? Ist die Musik eine Sprache? Fragen wie diesen geht der Beitrag von ANDREAS HAUG nach, um sie in einer ebenso innovativen wie instruktiven Kombination von systematischen mit historischen Gesichtspunkten zu beantworten. Dass sich vom 'Text der Musik' nur unter jeweils zu spezifizierenden Bedingungen und vom 'Sprachcharakter der Musik' nur um den Preis von letztlich nicht zu begründenden Metaphorisationen resp. konzeptuellen Verschiebungen (oder Unterschlagungen) sprechen lässt, demonstriert HAUG im ersten, systematischen Teil seiner Ausführungen. Gefordert sind im Umgang mit diesen Fragen vor allem Differenzierungen: „Kann, wenn Musik nicht Sprache, Notenschrift nicht Schrift ist, der Notentext ein Text sein?“ (S. 7) Wie verhalten sich Text und Werk, Text und Klang und wie Text und Interpretation in der Musik zueinander? Wie sind diese Beziehungen ihrerseits zu den entsprechenden Relationen innerhalb von Sprache und Literatur ins Verhältnis zu setzen? Vor allem wird aus HAUGS systematischer Erörterung der aktuellen Forschungsdiskussion deren Bindung an bestimmte historische Voraussetzungen deutlich: an einen neuzeitlichen Begriff musikalischer Komposition, der das Verallgemeinerungspotential dieser Diskussion erheblich einschränkt.

Es ist diese latente Bindung der Reflexion über das Medium der Musik an bestimmte ihrer Erscheinungsformen, die HAUG in einem zweiten Teil seiner Untersuchung zu einem entscheidenden Moment der europäischen Musikentwicklung führt: in das 9. Jahrhundert, den dort geführten Diskurs über die Musik und die mit ihm verbundene Entstehung der karolingischen Notationssysteme, die sich zugleich als eine maßgebliche Station einer 'Ur- und Frühgeschichte' der Frage nach dem Verhältnis von Musik und Text begreifen lassen. Der für die Zukunft entscheidende Aspekt besteht darin, dass „der karolingische Diskurs nicht über Musik geführt [wird], sondern über den Kultgesang der Kirche (*cantus*) und den Klang der seinen Texten unterlegten Kantilene (*cantilena*)“ (S. 20). Die

Nutzung von antiken Kategorien, die zur Analyse von Sprache entwickelt worden waren, für die Charakteristik von nonverbalen Klängen und Klangfolgen hat nicht nur für die spezifischen Musiktraditionen Europas entscheidende Weichenstellungen mit sich gebracht, sondern ebenso Voraussetzungen für die Frage nach der Beziehung von Text und Musik geschaffen, die bis in die heutzutage geführte – wenn auch vor dem Hintergrund eines gänzlich verschiedenen theoretischen Horizontes stattfindende – Diskussion hinein wirksam sind.

Ein Band wie dieser käme nicht ohne die Mitwirkung vieler zustande. Dank gebührt natürlich den Vortragenden und Autoren, ebenso wie allen, die sich an den Diskussionen der Tagung, aus der dieses Buch hervorgegangen ist, beteiligt haben. Dank aber gebührt vor allem Frau Dr. Hannelore Rose sowie Herrn Dr. Mark Halawa-Sarholz, die sich ebenso kompetent wie akribisch der Redaktion dieses Bandes angenommen haben. Und Dank gebührt ebenso der Fritz Thyssen Stiftung, die diese Tagung wie auch den Arbeitskreis, dem sie entstammt, und nicht zuletzt die Drucklegung dieses Bandes großzügig fördert.

Köln, im Sommer 2020

Andreas Kablitz, Christoph Marksches, Peter Strohschneider

